

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Das Glanzstück der Sammlung.

Von Hans Otto Henel.

Wenige Menschen wird es geben, die so fanatisch an ihrem Berufe hängen, wie der Dr. Kochler. Aber besser spreche ich in der Vergangenheit, denn wie er mir gestern selbst erzählte, hat er seinen Beruf aufgegeben.

Kochler war Jurist in einer niederen Staatsstellung. Er pflegte häufig zu sagen: Zwei Dinge gibt es, die es wert sind, daß man sich den Kopf darüber zerbreche — die Juristerei und das Schachspiel. Und dann folgten meistens Vergleiche und Beweise, wie die beiden doch so viel Gemeinsames hätten.

„Ob er Verteidiger eines Angeklagten ist oder anklagender Staatsanwalt, hat für den waschechten Juristen wenig zu bedeuten. Das wesentliche ist, daß er die knifflische Kunst der Gesetzesauslegung mit allen Schikanen versteht und dadurch beweist, daß er ein Mann von Geist ist. Ueberhaupt sind für ihn der Angeklagte und sein Schicksal nebensächlich. Die Anklage selbst ist es, die der Justiz erst den Boden gibt. Sie ist das Schachbrett, und auf ihr schieben Anklagevertreter und Verteidiger die Paragraphen als Figuren hin und her. Hier, bei diesem Spiel, kann der gewiegte Jurist seine Tüftelgabe und seinen Witz leuchten lassen.“

Gestern traf ich ihn nach längerer Zeit wieder im Café. Schachpartie gefällig? Das Wunder geschieht. Dr. Kochler, der begeisterte Schachspieler, der sich sonst um die Ehre gerauft hat, mit mir, dem Meister, zu spielen, lehnt ab. Er werde überhaupt nie mehr Schach spielen, das erinnere ihn zu sehr an seinen früheren Beruf, den Justizdienst. Neues Erstaunen meinerseits. Ja, sagt er, ich verkaufe jetzt Schreibmaschinen, und wenn Sie Bedarf haben sollten —? Er fände, daß dieses Geschäft bedeutend anständiger sei als das Jonglieren mit Gesetzesparagraphen.

Nun mußte er natürlich erzählen.

Sie werden wissen, begann er, daß der Staat seinen Juristen, bevor er sie auf den Bürger losläßt, Gelegenheit gibt, alle Zweige der Justizpflege kennen zu lernen. Bitte, lächeln Sie ruhig über die Großsprecherei der letzten Worte. Sie hat den Vorzug, ein amtlicher Ausdruck zu sein. In Verfolg dieser Bestimmung kam ich vor vier Wochen mit noch einigen anderen Herren nach M. Wir sollten uns dort das nach modernen Prinzipien neu eingerichtete Gefängnis ansehen. Das Gefängnis untersteht einem Staatsanwalt, der uns liebenswürdig und kollegial empfing. Selbstverständlich wurden, wie immer unter Akademikern, erst die persönlichen Beziehungen erörtert: Wo haben Sie studiert, bei welcher Verbindung waren Sie aktiv und ähnliches. Das Ganze ist zwar dienstlich, aber dank dem Korpssgeist, von dem die weitaus größere Menge Juristen beseelt ist, erhält es einen verbindlichen und persönlichen Anstrich. Bevor wir die allgemeine Besichtigung begannen, machte uns der Staatsanwalt mit einigen besonders interessanten Akten bekannt und zeigte uns dann eine Sammlung, die er sich während seiner Amtstätigkeit im Gefängnisse angeeignet hatte. Diese Sammlung, etwa zwanzig Stücke enthaltend, bestand durchweg aus Werkzeugen, mit denen Gefangene sich das Leben zu nehmen versucht hatten. Da waren Scherben von Eßgeschirr, Stricke, die aus dem Strohsackgewebe gedreht waren, Löffelstiele, die man zu verschlucken versucht hatte, und ähnliche primitive und zum Selbstmord ungenügend geeignete Gegenstände. Der Staatsanwalt erklärte auch lächelnd, daß mit diesen Instrumenten noch keiner gestorben sei, sondern daß die Häftlinge nur bezweckten, in die Krankenabteilung zu kommen.

Nun, wir lächelten mit dem Staatsanwalt und traten dann mit ihm den Rundgang an. In den Werkstätten und Waschküchen schauten wir bei der Arbeit zu und in der Küche kosteten wir vom Essen. Dann durchschritten wir die langen Korridore mit den Zellen, ließen uns die eine oder andere aufschließen und sprachen ein paar Worte mit dem oder jenem Gefangenen, der uns interessant genug erschien. Manchmal schauten wir auch durch die Gucklöcher, durch die man die Zelle übersehen kann, ohne daß der Insasse es bemerkt.

Durch ein solches Türloch spähend, fiel mir ein Häftling beson-

ders auf. Er trug nur Hemd und Hose ohne Hosenträger und ging ruhelos auf und ab, mit gleichmäßigen Schritten. Der auf den Boden gefestete Blick war finster und ohne jenes Sichergebenhaben, das ich an fast allen Gefangenen beobachtet hatte. Ich bat den Staatsanwalt, mir die Zelle aufschließen zu lassen. Er tat es, machte mich jedoch darauf aufmerksam, daß dieser Mensch nicht nur ein gefährliches Subjekt, ein Landfriedensbrecher mit einer hohen Strafzeit, sondern überdies Querulant und Simulierer aller möglichen Beschwerden sei, die darauf hinausliefen, frei zu kommen oder einen Strafaufschub zu erhalten.

Als wir eintraten, schaute uns der Gefangene lange wild, aber schweigend an und sagte dann: „Ist das endlich die Kommission, die meinen Fall gerecht untersuchen und mich freilassen wird?“ Der Staatsanwalt verwies ihm seine Rede, die eine Beschimpfung seiner Richter enthalte, denn die hätten ihn gerecht auf Grund der Gesetzesbestimmungen wegen Landfriedensbruch verurteilt. Da fuhr der Gefangene auf:

„Nennen Sie das gerecht? Wir hungerten mit unsern Frauen und Kindern, weil wir ohne Arbeit und Verdienst waren. Die Stadtverwaltung, an die wir uns wandten, behauptete nichts für uns tun zu können. Da taten wir uns zusammen und zogen hinaus zu den Bauern. Die hatten in Fülle, aber sie verkauften es nur für schweres Geld an die reichen Fabrikherren. Als sie uns nichts geben wollten, nahmen wir, was wir brauchten.“

„Sehen Sie,“ antwortete der Staatsanwalt, „Sie haben sich also gegen die Gesetze vergangen und sind mit Recht bestraft worden.“

„Ja, gibt mir denn das Gesetz nur das Recht, zu verhungern, nicht aber das, meinen Hunger zu stillen?“ rief der Häftling.

„Sie sind ein auffälliger Querulant!“ rief der Staatsanwalt, als wir uns schon zum Gehen wandten.

„Herr Staatsanwalt“, rief uns der Gefangene nach, „geben Sie mich wenigstens acht Tage frei. Meine Frau muß in diesen Tagen niederkommen, und ich fürchte, sie geht dabei zugrunde.“

Bei seinen letzten Worten hatte der Wärter schon die Tür wieder verschlossen. Wir gingen weiter, ließen uns noch die Bibliothek, das ärztliche Untersuchungszimmer, den Kirchensaal und einige andere zweckmäßige Einrichtungen zeigen und gelangten schließlich wieder zu den Diensträumen des Staatsanwaltes. Wir setzten uns um einen großen Tisch, der Staatsanwalt bot Zigarren an, wir tauschten unsere Meinungen über das Gesehene aus und kamen in ein angeregtes Fachgespräch. In unser fast gemüthliches Geplauder kam der Oberwärter, der dem Staatsanwalt die Meldung brachte, daß der Gefangene auf Zelle 107 soeben einen scheinbar ernstlichen Selbstmordversuch unternommen habe, indem er sich die Pulsadern durchschnitten habe. Der Staatsanwalt ordnete die sofortige Herbeirufung des Gefängnisarztes an und entschuldigte sich dann, da er den Fall untersuchen müsse.

Nach einer Viertelstunde kam er zurück.

„Er ist tot und ich bin genötigt, ein Protokoll aufzunehmen. Es ist der Landfriedensbrecher, der Kerl, der sich vorhin so auffällig benahm. Tatsächlich hat er sich die Pulsadern durchschnitten und ist verblutet. Da sehen Sie, auf welcher raffinierte Gedanken die Brüder kommen. Von der kleinen Blechschachtel, die jeder Gefangene für seine tägliche Fettration bekommt, hat er ein Stückchen losgebogen, hat es auf dem Zement des Fußbodens geschärft und es nun als Messer benutzt.“

Der Staatsanwalt zeigte das Stückchen Blech, an dem noch rotes, flüssiges Blut klebte, herum, holte dann aus dem Schranke die Kästen, in denen er seine Sammlung verwahrte, legte es behutsam hinein und sagte: „Das erste Stück, das Todeserfolg zu verzeichnen hat und sicherlich das interessanteste, ja das Glanzstück meiner Sammlung.“ Dann empfahl er sich uns, um das Protokoll aufzufehen.

Am folgenden Tage, schloß der Dr. Kochler, habe ich um meine Entlassung aus dem Justizdienst nachgehakt, und seitdem habe ich auch das Schachspiel aufgegeben. Aber wenn Sie eine Schreibmaschine brauchen sollten — meine Adresse ist Ihnen ja bekannt.

Utopien.

Verwirklichte und unerfüllte Menschheitssträume. — Von der Technik überholte Phantasiebilder.

Die Hoffnung auf grundlegende Verbesserung der bestehenden Welt und die phantasievolle Erfassung neuer Möglichkeiten hat von alters her zur Schaffung phantastischer Werke geführt. Unter dem Namen Utopien hat man solche literarischen Erzeugnisse zusammengefaßt, welche erträumte Weltverbesserungen jeder Art dichterisch, wissenschaftlich oder philosophisch darstellen. Bei den Griechen stand entsprechend ihrer geistigen Einstellung die philosophische und poetische Darstellungsweise solcher Zukunftsträume im Vordergrund. Platons Dialog vom Staat ist ein solches Beispiel einer kühnen und umfassenden Neugestaltung einer sozialpolitischen Idee. In der hellenistischen Spätzeit begegnen wir in Lukians Lügenmärchen von der Reise zum Monde schon einer mehr dem modernen Phantaseroman angenäherten Schilderung. Mit den technischen Möglichkeiten einer solchen „Weltreise“ gibt sich der griechische Dichter freilich nicht weiter ab, wie ja überhaupt die Denkrichtung der Zeit eine mehr auf rein geistige als auf technische Ideen hinstrebende war.

Eine wahre Blütezeit von utopischen Werken setzte erst mit dem Erwachen der Naturphilosophie in der Zeit der Renaissance ein. Das Zeitalter der großen Entdeckungsreisen und der Gründung gewaltiger überseeischer Reiche beflügelte mächtig die Einbildungskraft der europäischen Menschen und ließ sie hinter der bereits entdeckten neuen Welt immer noch größere und selbstsamere Wunderreiche ahnen. Zuerst kleideten sich die phantastischen Werke dieser Epoche freilich noch überwiegend in ein poetisch-fantastisches Gewand. Thomas Moor's, von dessen Hauptwerk „Utopia“ die Bezeichnung der ganzen Gattung stammt und der unvergleichliche Jonathan Swift behandeln wichtige, religiöse, sozialpolitische und allgemein wissenschaftliche Probleme in der freien Form des phantastischen Romans. Die technischen Mittel, deren sich die Autoren zur Darstellung ihrer Zwecke bedienen, sind entsprechend den noch sehr geringen naturwissenschaftlichen Kenntnissen und Interessen der Entstehungszeit recht unbedeutend. Swift z. B. läßt seinen Gulliver nach dem Wunderreiche Lilliputis, Brobignags usw. einfach durch Schiffbruch an damals noch unbekanntem Stellen der Erde gelangen.

Erst die mächtige Entfaltung der Naturwissenschaften und der Technik im 19. Jahrhundert läßt eine neue Gattung von utopischen Werken aufkommen, in denen neue große Ziele der Menschheit mit dem neuen Hilfsmittel der gesteigerten technischen Fähigkeiten als erreicht dargestellt werden. Jules Verne, Flammarion, Wells und Kurd Laßwitz sind die Hauptkünstler dieses neuen Typus. Als solche erträumte Ziele erscheinen den Autoren z. B. die Entdeckung des Nord- und Südpols der Erde, die Schiffsahrt unter dem Wasser, eine enorm gesteigerte Geschwindigkeit der Fortbewegung auf der Erde und auf der See und dann natürlich auch (ein alter Traum der Menschen) das Fliegen. Bald macht die entfesselte Phantasie nicht mehr bei den Objekten unseres Planeten halt, sondern strebt hinaus ins Weltall, zu der Verbindung mit anderen Weltkörper, dem Monde und dem Mars oder gar unbegrenzt in ihrem Flug, mit den Sternen unendlich ferner Weltsysteme.

Die technischen Mittel, mit welchen die Helden der (übrigens auch heute noch durch Stil und Darstellungsart vorbildlichen) Verne'schen Romane ihre kühnen Fahrten vollbringen, sind naturgemäß im wesentlichen dem damaligen Stande der technischen Kenntnisse entsprechende und nur als gesteigert vorgestellt. Manchmal allerdings finden sich schon überraschende Vorahnungen später verwirklichter Möglichkeiten, so z. B. der elektrische Antrieb bei den Maschinen des „Unterseeboot“ des Kapitän's Nemo. Auch wird in sehr lustiger Weise ein Streit zwischen den Anhängern der Ballonluftfahrt und zwischen denen eines durch Motorkraft bewegten Flugzeuges geschildert.

Das Fliegen, das von den Alten nur in Gestalt einer primitiven Nachahmung des Vogelfluges (Dädalus) geträumt wurde, gewinnt in den Darstellungen aus den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schon eine vielmehr den modernen Ausfühungsformen angenäherte Gestalt.

Aber freilich in einer ganzen Reihe von Fällen hat die Wirklichkeit durch die Erweiterung unserer Kenntnisse von den Naturkräften auch ganz neue ungeahnte Möglichkeiten und Methoden erschlossen, hinter denen auch die kühnste Einbildungskraft der Dichter oft weit zurück bleibt. Von einer Verstäändigung der Menschen auf den entferntesten Stellen unseres Planeten ohne jede materielle Verbindung, wie sie jetzt durch die elektrischen Wellen der drahtlosen Telegraphie und Telephonie erreicht wird, hat kein Utopist je etwas geahnt. Ebenso wird man vergebens bei den sehr zahlreichen und oft geistreichen Darstellungen neuer künstlerischer Mittel nach einer Vorahnung des Kinematographen suchen, der das Leben selbst und die Bewegung wiedergibt.

Im allgemeinen aber kann man feststellen, daß die technische Entwicklung sich in der Tat in den Richtungen bewegt hat, die durch die phantasievollen Träume einer vorangegangenen Zeit vorgezeichnet worden sind. Es ist dies auch kein Zweifel, denn die in den Utopien niedergelegten Wünsche und Sehnsüchte haben viel Gehirne und Hände in Bewegung gesetzt, welche die Verwirklichung vieler kühnen Hoffnungen durchzuführen unternahmen. Es ist doch so, daß Entdeckungen, welche auf der Linie solcher erstrebten Möglichkeiten liegen, von der Allgemeinheit begierig aufgenommen und rasch weiterentwickelt werden, während andere, vielleicht ebenso wertvolle Neuschöpfungen oft viele Jahre unbenutzt bleiben, weil die Zeit für sie noch nicht reif ist.

Wenn also ein großer Teil der von den Utopisten erhofften Ziele schon erreicht und oft sogar noch weit überholt worden ist, so bleibt doch ein sehr großer Rest von unerfüllten Menschheitswünschen übrig. Der kühne Plan, andere Weltkörper zu erreichen oder, falls lebende Wesen ähnlicher Verstandesorganisation dort vorhanden sind, wenigstens mit diesen in geistige Verbindung zu treten, ist bis heute noch nicht ausgeführt, trotz der immer wieder von Zeit zu Zeit austauchenden Nachricht, daß geheimnisvolle elektrische Zeichen („Mitteilungen der Marsbewohner“) zu uns gelangt sein sollen. Diese geheimnisvollen Töne von „außerhalb“ dürften samt und sonders von atmosphärischen und elektrischen Störungen unseres Planeten herrühren. Da die neuere Wissenschaft ein geringeres Maß von Wahrscheinlichkeit für die Bewohnbarkeit der uns nächst gelegenen Sterne des Sonnensystems übrig läßt. Ebenso dürfte auch eine Reise nur zu unserem nächsten Nachbar und treuen Begleiter, dem Monde (abgesehen von der Ausreisewilligkeit des Finanzamtes) noch für einige Zeit mit erheblichen praktischen Schwierigkeiten verknüpft sein.

Auch in der allerjüngsten Zeit sind noch eine ganze Reihe von interessanten utopischen Romanen erschienen, die aber natürlich bereits den ganzen Schatz der heutigen technischen Errungenschaften voraussetzen und infolgedessen keine Vergleichsmöglichkeiten mit den bereits verwirklichten Zielen bieten. Aber man kann aus ihnen wieder die Richtung erkennen, in denen sich der menschliche Geist bei seinem weiteren Durchdringen des Naturganzen und der Beherrschung der Naturkräfte bewegt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Zukunft wieder in den Fußstapfen derer schreiten wird, welche heute in ihren Phantasieerzeugnissen eine neue großartige Weiterentwicklung des menschlichen Könnens vorzeichnen.

Die vielseitige Leber.

„Spare in der Zeit, dann hast du in der Not“ — sagte die Leber, fing den Zucker aus dem Blute ab, das ihr die große Pfortader vom Darm her zuführte; wandelte ihn in Stärke um und stapelte diese für schlechte Zeiten auf; wenn etwa die Muskeln ihre eigene Stärke und ihren eigenen Zucker bei großer Arbeit ganz verbraucht haben, dann öffnet die vorsorgliche Leber ihre Stärkeweispeicher, verwandelt die Stärke wieder in Zucker zurück, der mit dem Blut zu den Muskeln als Ersatz transportiert wird. Wehentlich wie die Pflanze in den Knollen Stärke aufspeichert, um sie im Frühjahr in Zucker zu wandeln, wenn alles zu keimen beginnt.

„Wer den Heller nicht ehrt, ist der Markt nimmer wert“ — denkt unsere sparsame Leber, sorgsam sammelt sie den Blutzucker — und wenn sehr viel vorhanden ist, so bildet die vielseitige kostbare Brennstoffe, die wir „Fette“ nennen und läßt sie je nach Bedarf verschieden lang bei sich lagern. Natürlich kann sie auch überflüssige Fette, die gerade wie der Zucker im Blut zu ihr gelangt sind, bei sich aufspeichern. Aber nicht unbegrenzte Mengen fettbildende und zuckerhaltige Stoffe vermag sie zu bewältigen. Wir kennen alle den Säuser mit seiner Fettleber. Der aus den alkoholischen Getränken stammende gewaltige Leberschuh von fettbildendem Stoff und Zucker verbleibt in dem fleischigen Organ, das nun dem Ansturm nicht mehr gewachsen ist, liegen; die Leber erkrankt, sie verfauldet. Oder wenn auch Zuckerstoffe nur allein im Uebermaß genossen werden, so kann die Leber schwer geschädigt werden; die Zuckerstoffe passieren unwerter den Körper — der Mensch wird zuckerkrank.

„Der Klügere gibt nach“ — so weiß unser arbeitsames Schutzorgan — läßt den körpereigentlichen „Ammoniak“, der aus dem verdauten Fleisch oder Pflanzeneiweiß stammt, mit dem Blut friedlich zu sich herein — schnell gibt sie Kohlensäure, die ihr gleichfalls das dunkle Aderblut zubringt, in genügender Menge hinzu — und siehe da, es entsteht der harmlose „Harnstoff“, der durch den Körper unschädlich hindurchwandert und im Harn als wertloses Abfallprodukt ausgeschieden wird.

„Fest steht und treu“ — so könnte man wirklich sagen — die wachsame Leber, sorgfältig übt sie Kontrolle aus, und wirksame Gegenmaßnahmen trifft sie gegen unliebsame Eindringlinge. Gegen Arsen, gegen Blei, gegen Phosphor, gegen alle möglichen Gifte, die sich der törichte Mensch bewußt oder unbewußt zuführt, nimmt sie den Kampf auf; wird sie aber überrannt von den Eindringlingen, dann ist der Mensch verloren.

So notwendig in jedem Staatswesen — so auch im Zellenstaat, wie ihn der Menschenkörper darstellt — für den Ablauf des gesamten Geschehens die großen Vorratskammern, die geregelte Wirtschaft sind — mindestens so hoch schätzen wir die direkten positiven Arbeitsleistungen, die Herstellung der Verbrauchsgegenstände. Auch hier marschiert die Leber mit an der Spitze der Produktionsstätten des Körpers. Sie liefert in nimmermüder Arbeit die „Galle“, die beim Gekochen in den Dünndarm fließt, und die u. a. für die Fettverdauung unentbehrlich ist. Wehe dem Menschen, bei dem sie einen solchen Weg — nämlich den ins Blut — nimmt. Wir alle kennen den mißvergnügten, galligen Typ, den uns die gelbliche Gesichtsfarbe schon oft von weitem kenntlich macht. Nicht immer sind leichte Färbungen der Haut und Schleimhäute stark bedrohlicher Natur; aber selbst die leichtesten fordern uns auf, schnelligt den Arzt zu rufen. Denn es ist selbstverständlich, daß bei einem derart vielgestaltigen Organ, wie es die Leber darstellt, auch kleine Störungen weittragende Folgen haben können. Noch eine Reihe wichtiger Funktionen der Leber würden zu nennen sein. Aber schon die hier angeführten genügen, um dem Rufe Nachdruck zu verleihen: „Schont eure Leber, indem ihr vernünftig und mäßig lebt!“ Bedenkt, der größte Feind der Leber ist der Alkohol! Dr. E. M.

Hymne am Abend.

Nun aber der Vögel spätes Gewissheit im Abend ertrinkt
Und von den Bäumen langsam die Blätter fallen,
Erschöpfen und müde, hebst du dich hoch, meine Seele,
Und prüfst deine Stimme.

Eine Stunde am Saume der Nacht, von Träumen erleuchtet,
Schwebst du im Zwiellicht der Zeiten,
Dem Tage entflohen
Und müde der freudigen Arbeit.

Wann aber, wann stehst du im Tag, flammend vor Wollust,
Das Werk zu befehlen, den Hammer zu lenken,
Tätig und kraftvoll
Im Rhythmus der großen Maschinen?

Wann aber, herrliche, bläst du den Odem ein in die leblosen Dinge,
Die dich jetzt im Tag
Mit mahnenden Rädern
Und erzenen Füßen zertreten?

Der Vogel verstummt. Schon leuchten die Sterne,
Du aber fliegst, unruhiger Vogel der Seele,
Klagend durch alle Räume der Menschheit
Und suchst die Erlösung. Max Barthel.

Feierabend.

Von Jens Børnsen.

Die beiden Schafe tragen ihre Schellen heim, bim bim bim
bim. Sanft, von jenseits aller Unruh läutet das herüber. Wenn
die Tränen sich ihren Himmel vorstellen, mühte auf allen Wegen
solche Herde langsam vorbeiziehen. Ich selbst hab' nur zwei, wohl-
verstanden. Sie haben beide einen gutmütigen Kopf und feiste
Wolle, wie geschaffen, sich darin herumzuräkeln. Schauten nur die
großen blöden Augen ohne Pupillen nicht immer so mühsam in die
Welt, klänge der immer demütige Schrei nicht so ohne alle Hoff-
nung und Hunger. Und doch tut ihr guter Trost wohl in der Mü-
digkeit des Abends. Der treibende Junge ruft hu und hi, die Blö-
cklein schwingen ein wenig rascher, aber sie schlafen doch schon halb,
bim bim bim bim!

Da lobe ich mir die Weise im Apfelbaum. Grade zwei Minuten
Andacht hat man noch zwischen Stall und Abendbrot ihr zuzusehen.
Die letzte Sonne liegt auf den gefalteten Stämmen, alle Blätter
leuchten noch einmal fröhlich und schmeicheln sich um die feinsten
Fruchtbacken. Da geht es husch und hängt Kopf über in den ge-
kräuselten Zweigspitzen. Und noch einmal husch und der Nachbar
tut, als wolle er auch drüber her. Aber es ihm gar nicht ernst.
Weiß der Himmel, jetzt hängen die beiden nebeneinander, machen
den Riesenschwung und zwitschern sich so viel Neuigkeiten zu, man
kann kaum folgen. Ich hab' nicht verstanden, was Wichtiges dabei
sein mag, husch ist der eine fort, husch, der andere hinterdrein.
Ganz oben, kaum sichtbar, triller's und wirbel's, leuchtet wie zwei
Feuerbälle auf, blüht, schüttelt sich durch alle Kessel hinauf und
hinab und ist plötzlich blitzschnell im Unsichtbaren verschwunden,
Zippdridelideli.

Ja, und doch ist's eine lange Weile bis der Mensch Feierabend
wagt. Das Licht ist schon fast verbläht. Wilde, fremde Gestalten
ziehen über den Himmel. Man wartet auf der Anderen Hand, da
man vor der Hütte sitzt, um die letzten Worte und Sorgen und
Freuden auszutauschen. Die Pfeife glüht, das Weib sucht noch ein-
mal die Wege entlang, prüft, ob alles sauber und frei und ohne
Unkraut steht. Denn jetzt es sich und zieht leise Hand in Hand und
man folgt dem Spiel der Wolken, die immer wieder märchenhaft
schaurig und lustig daherschweben. Zwei Riesen, die sich im rasenden
Wirbel umfassen, dann ein stachtlicher Zwerg, der seine Schöße
sucht. Endlich drei ungeheure Schwäne mit weißen Flügeln, die
den weiten Erdbreis umbrauen. Ueber allen aber wächst der un-
endliche Baum aus unbekannter Saat, an dem alles Dunkel reift
und der langsam, ungeheuer, alle Welt überzieht. Nicht bange
werden, nein, gerade hinsehen! Und dann wollen wir hineingehen
und uns aneinander schmiegen und auf die neue Sonne warten.
Kommt!

Völker, die mit den Füßen greifen.

Obgleich wir gewohnt sind, die Fähigkeit, mit den Füßen zu
greifen, nur bei „Fußtänzlern“ im Varieté zu bewundern, so gibt
es doch überall auf der Erde Völker, die die Füße als Greiforgan
benutzen, und zwar in den Ländern, in denen der Fuß noch nicht
durch das beengende Schuhwerk seiner natürlichen Leistungsfähigkeit
beraubt worden ist. Das war schon im Altertum so, denn wir sehen
noch in altägyptischen Gräbern auf den Darstellungen der einzelnen
Handwerke, z. B. Gerber, die einen Streifen Leder unter mit den
Zehen, oben aber mit der Hand festhalten. Der verstorbene Ethno-
loge Richard Andree hat einmal aus der reichen Reiseleiteratur die
wichtigsten Stellen gesammelt, in denen der Gebrauch der Füße zum
Greifen geschildert wird. So schreibt z. B. der Reisende Seiff:
„Bewundernswert ist bei allen Handwerkern Betruis die Geschicklich-
keit, mit der sie sich der Fußzehen zum Halten des Arbeitsstückes oder
Werkzeuges bedienen, und dasselbe sieht man bei den Holzschmiedern
in Damastus, die ein Brett mit den Fußzehen festklammern, während

sie mit der Hand Meißel und Schlegel führen. Der Chinese, der von
Jugend auf nie einen Tisch oder Stuhl benutzt und keine Schuhe
trägt, weiß sich seiner unteren Gliedmaßen in viel reichem Maße
zu bedienen als der Europäer. Die Beine müssen häufig als Arma-
cushelken, wobei die Füße die Stelle der Hände vertreten.

Diese Fußgeschicklichkeit wird vielfach zu Diebstählen — haupt-
sächlich in der Südsee — benutzt. Die Eingeborenen wissen sich
kleinere, auf dem Deck der Schiffe liegende Sachen geschickt mit den
Füßen anzuzeigen und einander zuzureichen. So wird z. B. von
der Humboldt-Bai im nördlichen Neu-Guinea berichtet, daß die
Frauen mit ihren Zehen mit Vorliebe eiserne und kupferne Geräte
vom Bord des Schiffes wegbringen. Die Neu-Kaledonier besitzen
nach den Schilderungen des französischen Schiffarztes de Rochas
Füße, die große, weit voneinander entfernte Zehen und eine erstaun-
liche Beweglichkeit haben; sie können mit ungewöhnlicher Behendige-
keit auf die Bäume klettern, indem sie mit den Füßen den Baum-
stamm umklammern und sich dann emporziehen. Sie verwenden
Füße und Hände abwechselnd, wie es die Bierfüßer tun, so daß rechte
Hand und linker Fuß gleichzeitig in Tätigkeit sind, während die
linke Hand und der rechte Fuß folgen. Die Australier benutzen
ihre Zehen, um ihre Speere fortzuschleppen, wenn sie diese ver-
borgten halten wollen. Die Weiber gebrauchen die große Zehe des
rechten Fußes, um die Binsen festzuhalten, wenn sie Körbe flechten.
Sie verstehen es vortrefflich, mit den Zehen die kleinsten Dinge zu
stehlen, während sie sich mit jemand unterhalten. Der Reisende
Jessey sah, wie ein Schwarzer einen Sirpones mit der großen und
ersten Zehe fakte und aushob, wie wir es mit Daumen und Zeige-
finger tun. In Afrika erregte die Ausbildung der Füße bei den
Somali das Erstaunen v. d. Deckens. Sie können jede Zehe wie ein
selbständig bewegliches Glied als Ersatz der Finger benutzen. Nach
einem auf dem Boden liegenden Gegenstand sich zu bücken, fällt dem
Somali nicht ein; er ergreift ihn mit der großen und der zweiten
Zehe und bringt ihn so rasch in seine Hände; das geschieht auf die
natürlichste Weise, so daß man sofort sieht, jeder andere Weg würde
ihm viel beschwerlicher machen. Von den Hottentotten berichtet
schon einer ihrer ersten Besucher, Sir Thomas Herbert: „An den
Füßen tragen sie mit Riemen festgebundene Sandalen, aber diese
nehmen sie in die Hand, damit sie mit den Füßen besser ste-
hen können, denn sie stehen mit ihren Zehen sehr geschickt, während sie
mit uns sprechen.“

Der Aufbau der Materie.

Es ist eines der weisesten Worte des Naturforschers und Denkers
Goethe, das er einmal zu seinem getreuen Eckermann sprach: „Wie
weit wir auch im Erkennen der Natur voranschreiten, so werden wir
doch immer wieder einsehen, daß da, wo wir gerade stehen, das
Problem erst beginnt.“ In der Tat, bei aller Fülle von Erkennt-
nissen, die uns die Naturforschung beschert hat, bleiben nicht nur der
Rätsel unendlich viele, sondern es werden täglich mehr, ihre Zahl
wächst weit schneller als die der Erkenntnisse, wir kommen eher
zurück als vorwärts. Die Physik der letzten zwei Jahrzehnte hat
uns ungeahnte Einsichten in den Aufbau der uns bildenden und
umgebenden Materie gewährt, das Atom, ein Begriff, den schon vor
2½ Jahrtausenden die griechischen Naturphilosophen aufgestellt hatten,
wurde zum ersten Male anschaulich vorgestellt, sein Bau erforscht,
Welches aber sind die Kräfte, die diese Atome, über deren Bau wir
nun schon so vieles wissen, zusammenhalten, daß sie die feste, flüssige
oder gasförmige Materie bilden? Hier wissen wir nicht nur noch
gar nichts, sondern darüber hinaus lehrt uns unser sonstiges Wissen,
daß das Gegenteil von dem eintreten müßte, was tatsächlich eintritt.

Alle Materie zieht sich gegenseitig an, das ist das Newtonsche
Gesetz, das die Sterne aneinander fettert, ebenso wohl die Sonne mit
ihren Planeten wie die entferntesten Sternhaufen mit unserem
Milchstraßensystem. Aber im Innern der Materie scheint das gerade
Gegenteil zu gelten. Wir kennen heute die wahre Größe vieler
Atome, den Durchmesser des Kreises, in dem die äußersten Elektronen
den Kern umlaufen. Wir kennen auch schon lange die Zahl der
Atome in der Volumeneinheit, die sog. Loschmidt'sche Zahl. So
können wir also leicht die gegenseitige Entfernung der Atome be-
rechnen. Und das Ergebnis ist erstaunlich. Wir finden, daß in sehr
großen Entfernungen voneinander sich Atome von sehr kleinen Ab-
messungen befinden, zwischen denen einfach nichts ist. Der Zustand
ist ähnlich wie am gestirnten Himmel, in Riesenerfernungen von
einander sind die Sonnen, die im Verhältnis zu ihrem gegenseitigen
Abstande bei aller ungeheuren Größe, klein sind. Früher nahm
man als Füllmittel zwischen den körperlichen Atomen den Aether an,
nun hat uns aber die Relativitätstheorie bewiesen, daß der Aether
gar nicht existiere, es bleibt also das reine Nichts übrig. Und daß
uns unsere Berechnung nicht täuscht, zeigt der Versuch.

Wenn wir eine dünne Metallfolie mit den Alphastrahlen des
Radiums beschießen — diese sog. Strahlen sind in Wirklichkeit mate-
rielle Atomkerne, nämlich die des Heliums — so gehen sie glatt
hindurch, als ob sie überhaupt kein Hindernis in ihrem Wege ge-
funden hätten. Nur ab und zu gerät ein solches Alphateilchen in
unmittelbare Nähe eines materiellen Atoms, dann wird es aus seinem
Wege scharf abgelenkt, die Bahn — die man leicht photographieren
kann — zeigt einen scharfen Knick und hört sogleich auf, das Teilchen
ist zur Ruhe gekommen. Wenn sich nun aber alle Materie gegenseitig
anzieht, was hindert dann die Atome sich einander zu nähern, auf
einander zu fallen; welche Kraft hält die ungeheuren Entfernungen
aufrecht? Wir müssen gestehen, daß wir darüber nichts wissen, denn
auch elektrische Abstößungskräfte können es nicht sein, da das Atom
elektrisch neutral ist. Dr. H.

Wissen und Schauen

Einige Zahlen von Riesentieren. Als Riesentiere bezeichnet Büttner solche Tiere, deren Gewicht eine Tonne übersteigt. Solche Tiere sind selten gewogen worden, und so wurde auf Grund vorhandener Maße an der Hand eines verkleinerten Modells aus Plasterin das Gewicht errechnet. In welchen Tiergruppen werden nun Riesentiere gefunden? Zunächst wären die Riesentintenfische oder Kraken zu nennen, jene sagenhaften, riesigen Seetiere mit den mit Saugnapfen besetzten Fangarmen. Sie dürften ein Gewicht von 2 bis 5 Tonnen erreichen. Unter den Haiarten kommen verschiedene Riesenformen vor. Rhinodon, ein wahrscheinlich pflanzenfressender Hai, der 15 bis 20 Meter Länge erreicht, soll eine Schwere von 100 Tonnen besitzen. Unter den eigentlichen Fischen, den Lurchen und den Bögeln gibt es keine Tiere von so großer Ausdehnung. Die Kriechtiere jedoch haben in den ausgestorbenen Sauriern Vertreter mit solchen Ausmaßen. Für den Fischsaurier (Ichthyosaurus), der als Meerestier in der Jurazeit eine Länge von 12 Meter erreichte, wird ein Gewicht von 13 Tonnen, und für den großen Diplodocus, dessen Skelett als Gipsabguß im Lichthofe des Museums für Naturkunde in Berlin steht und eine Länge von 25 bis 30 Meter hat, werden 132 Tonnen errechnet. Unter den Säugetieren übertreffen das Tonnengewicht: Rinder Bison, Esch, Antilopen und Walroß. 2 bis 3 Tonnen erreichen Flußpferd, Nashorn und Elefantenrobbe. Die größten Elefanten wiegen 6 bis 8 Tonnen. Die bei weitem mächtigsten Riesentiere, die auch die ausgestorbenen Saurier um ein Bedeutendes übertreffen, finden sich aber bei den Walen. Die kleineren Arten (Schwertwal, Dögling, Finnwal) haben ein Gewicht um 10 Tonnen herum. Für die Blauwale, die die Meeresteile bewohnen, die die Nordküsten von Europa, Asien und Amerika bespülen, werden mit ihrer Körperlänge von 31 bis 33 Meter 800 Tonnen in Rechnung gestellt, so daß sie als die größten Tiere anzuspochen sind. Ihre Länge übertrifft die unseres kleinsten Säugtieres, der 4 Gramm schweren Zwergfledermaus, um das 500fache. Jedoch ist die sprichwörtliche Speckschicht der Wale auf ihren Körper berechnet im allgemeinen nicht dicker als die eines fetten Menschen mit 3 Zentimeter. Gewaltig sind die Kräfte, die ein Wal in seiner Schwanzstöße entwickelt. Büttner stützt sich auf eine Angabe, daß ein harpuniertes Tier imstande war, einen Dampfer, dessen Maschine mit 230 Pferdekraften mit 12 Knoten rückwärts lief, mit einer Geschwindigkeit von 12 Knoten stundenlang vorwärts zu ziehen. Daraus ergibt sich für ein Tier von 27 Meter Länge und 290 Tonnen Gewicht eine Leistung von 460 Pferdestärken. Um eine solche Leistung hervorbringen zu können, muß ein Verbrauch von 3330 Liter Sauerstoff in der Minute angenommen werden. In der Ruhe würde sich diese Zahl auf 900 Liter erniedrigen. (Der Mensch verbraucht in 24 Stunden 520 Liter.) Die großen Furchenwale können bis etwa 30 Minuten tauchen. Sie müssen dabei 27—30 Kubikmeter Sauerstoff mit in die Tiefe nehmen. Zu diesem Zwecke muß die Lunge 100 bis 115 Kubikmeter Luft speichern können. Das Herzgewicht eines großen Wales erreicht 1500 Kilogramm, die Blutmenge etwa 18 bis 29 Tonnen (beim Menschen 6 bis 10 Kilogramm), jedoch beträgt der Blutdruck nur ein Drittel von dem des Menschen. A. P.

Himmelskunde

Der veränderliche Stern im Wassich. „Mira Ceti“ heißt in nicht ganz einwandfreiem Latein der wunderbare Stern, dessen Helligkeit zwischen der zweiten und der neunten Größe schwankt. Innerhalb 330 Tagen wird er schwächer und schwächer und dann wieder stärker. Er ist der bekannteste der ziemlich zahlreichen veränderlichen Sterne und war, seit ihn im Jahre 1596 der holländische Geistliche Fabricius entdeckte, stets Gegenstand eifriger Beobachtung. Sein Spektrum ist das eines roten Sternes, aber man hat daneben auch, abweichend von diesem Typus, Wasserstoffstrahlen gefunden. Vor ein paar Jahren glaubte Dr. Jön auf der Sternwarte des Mount Wilson in Amerika, zur Zeit des schwächsten Ansehens der Mira daneben noch ein ganz kleines blaues Sternchen zu entdecken, war aber seiner Sache nicht sicher. In der klaren Luft Kaliforniens hat nun Professor Wiltan auf der Vix-Sternwarte die Beobachtung bestätigen können. In einer Bogensekunde Entfernung stand neben dem Stern Mira ein Sternchen, das etwa halb so groß sein mochte, mit blauem Licht. Seine Entfernung wird auf 8000 Lichtjahre geschätzt. Man vermutet also, daß der veränderliche Stern eigentlich ein Doppeltstern ist, und daß die Schwankungen in der Helligkeit, die ja sehr stark sind, auf ein gemeinsames Kreieren der beiden Sterne um einen Schwerpunkt zurückzuführen wären. m.

Kulturgegeschichte

Der schöne Teufel vom Wedding. Im Jahre 1728 wurde dem hohen Criminalcollegium zu Berlin ein Mädchen von 22 Jahren vorgeführt, gegen das Verdacht ausgesprochen war, daß sie mit dem Teufel einen Pakt abgeschlossen habe. Das Mädchen wurde vom hohen Criminalcollegium gehörig ausgeforscht und gestand schließlich auch ein, daß sie sich dem Teufel verschrieben habe, daß sie also eine Hexe sei. Vor einiger Zeit, so ungefähr sagte das Mädchen aus, habe sie auf dem Wedding einen hübschen Kerl mit blauem Rock und gestickter Weste kennen gelernt, der mit ihr spazieren gegangen sei und mit ihr schön getan habe. Er gab ihr auch Geld und stellte sich schließlich als der leidlichste Teufel vor. Nun mußte sie ihren Leib und ihre Seele dem Teufel verlaufen. Dieser drückte aus den Fingern des Mädchens Blut heraus und mit diesem Blut wurde der

Pakt mit dem Mädchen und dem Teufel unterschrieben. Dafür erhielt das Mädchen einen Zettel mit drei roten Buchstaben. Diesen Zettel sollte das Mädchen stets auf dem Leib tragen und war damit, nach den Angaben des Teufels, gegen jede polizeiliche und gerichtliche Nachstellung gesichert. Später habe sie den schönen Teufel vom Wedding nur noch einmal gesehen und zwar an der langen Brücke.

Man konnte eigentlich dem Mädchen nichts nachweisen. Da sie aber mit dem Teufel ein unzulässiges Verhältnis begonnen, von ihm Geld genommen und sich ihm verschrieben hatte, so hielt hohes Criminalcollegium dafür, daß das Mädchen mit Schwert oder Feuer zu bestrafen sei. Da aber die peinlich Angeklagte zum Teil aus Not gehandelt habe, nur geringen Verstand besitze und augenscheinlich auch von „Melancholie“ befallen sei, wolle es hohes Criminalcollegium dabei bewenden lassen, die Verbrecherin lebenslanglich in das Spinnhaus nach Spandau zu setzen, wo sie bei „leidlicher weiblicher Arbeit und geistlichem Zuspruch“ das Leben beschließen könne. Das Urteil wurde am 10. Dezember 1728 gefällt und vom preussischen König bestätigt. So mußte die einstige Freundin des schönen Teufels vom Wedding in das Spinnhaus nach Spandau. Der Teufel mit dem blauen Rock und mit der feinen gestickten Weste ist nie ermittelt worden. Es scheint ein ganz durchtriebener Teufel gewesen zu sein. A. M.

Völkerkunde

Die Entdeckung eines Amazonenstaates in China. Ein Staat von Amazonen, die über die Männer ihres Stammes unumfänglich herrschen, ist in China von dem Leiter der Expedition, die die amerikanische Geographische Gesellschaft ausgesandt hat, Frederick R. Wulfin, entdeckt worden. Die Bewohner dieses Staates sind mongolischer Abstammung, heißen Lo-Runs und haben sich seit uralten Zeiten in dem wenig bekannten Teil Westchinas angesiedelt, in dem die Quellwässer des Gelben Flusses liegen. Aus ihren Rassenmerkmalen schließt man darauf, daß das Quellgebiet des Gelben Flusses einer der wichtigsten Mittelpunkte der frühen asiatischen Völkerwanderungen war. Die Frauen sind in diesem Staat die eigentlichen Herrscher, und zwar halten sie die Männer nicht etwa durch Jugend und besondere Schönheit in ihrer Macht, sondern auf Grund eines uralten Mutterschaftsrechts, das den alten Frauen die höchste Würde verleiht. Da der anbaufähige Boden spärlich ist, so können nur wenige Familien ihren Unterhalt finden. Die Frauen haben daher das Recht, mehr als einen Mann zu ehelichen, und sie schließen Heiraten auf Zeit ab, die sechs Monate, sechs Wochen oder auch sechs Tage währen. Die Nachkommenschaft aus diesen Ehen sieht in dem Mann ihren Vater, den ihr die Mutter als solchen vorstellt. Die anderen Männer der Frau gelten als „Onkel“ der Kinder. Familiennamen sind unbekannt und von den Kindern wird als dem Sohn oder der Tochter der oder jener Frau gesprochen. Kaufen und Verkaufen ist nur den Frauen gestattet oder darf jedenfalls nur mit ihrer Einwilligung erfolgen. Sie führen den ganzen Haushalt. In einigen Teilen des Landes gibt die „Hutwahl“, die auch bei manchen anderen Mongolenstämmen vorkommt. Ein Mann darf den Hut einer Frau, die er auf dem Tempelgebiet antrifft, fornehmen, und sie wird dann ohne weitere Zeremonie seine zeitweilige Frau. Männer und Frauen rauchen ein Kraut, das dem Tabak ähnlich ist. Als Geld werden zusammengepreßte Leemengen in Ziegelform verwendet, und mit ihnen läßt sich jedes Verbrechen wieder gutmachen. So kostet z. B. die Ermordung eines Priesters 200 Teeziegel, während für das Leben eines Fremden nur 2 bis 3 Teeziegel gezahlt werden.

Naturwissenschaft

Neue Untersuchungen über den Winterschlaf. Den rätselhaften und merkwürdigen Vorgang des Winterschlafes der Tiere hat man in neuester Zeit auf Vorgänge in den Drüsen zurückgeführt. Die Untersuchung von Schilddrüsen der Fledermäuse und Igel im Winterschlaf zeigte eine Rückbildung, während zur Zeit des Erwachens im Frühjahr eine Wiederaufleben der Drüsenprozesse festgestellt wurde. Man suchte also schlafende Tiere durch Zuführung von Schilddrüsenstoffen aufzuwecken, und dies gelang auch bei Igel. Ist diese Erweckung aus dem Winterschlaf aber eine spezifische Wirkung des Schilddrüsenextraktes? So fragte Dr. Bernhard Zondek in der „Ärztlichen Wochenschrift“ und teilt die Ergebnisse seiner Versuche mit, die zu überraschenden Schlüssen auf den Wert solcher Organextrakte führen. Er konnte auch mit einer ganzen Reihe anderer Organextrakte die gleiche Wirkung erzielen wie durch den Schilddrüsenextrakt. Immer wurden die Igel in gleicher Weise im Verlauf von einigen Stunden aus dem Winterschlaf erweckt. Die Substanzen, die auf den Igel wirkten, müßten also in allen Extrakten vorhanden sein. Weitere Untersuchungen zeigten aber, daß es gar nicht auf den Extrakt ankommt, den man dem Igel einspritzt, sondern nur auf die Temperatur der dabei verwendeten Flüssigkeit. Injiziert man dem Igel eine Flüssigkeit, die 3 bis 8 Grad höher ist als seine Bluttemperatur, so wacht der Igel nicht auf. Ist aber die Flüssigkeit mehr als 8 Grad wärmer, dann wacht der Igel auf. Es handelt sich danach lediglich um Wärmeeinflüsse. Das Wärmecentrum des schlafenden Igels ist so fein eingestellt, daß diese Reize genügen, um bei ihm die ungeheure Wirkung zu entfalten, die aus einem Kaltblüter einen Warmblüter macht. Es ist also nur Zuführung von Wärme notwendig, um den Igel aus dem Winterschlaf zu erwecken, und damit fällt die ganze Theorie von der Einwirkung der Drüsenorgänge in sich zusammen.